**Zeitschrift:** Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

**Band:** 30 (1980)

**Heft:** 2

**Artikel:** Auf Aussenposten in Bratislava : die Beziehungen zwischen der Schweiz und der Slowakei 1939 bis 1945 : ein wenig bekanntes Kapitel unserer Aussen- und Aussenwirtschaftspolitik während des Zweiten Weltkriegs

**Autor:** Keller, Hans

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-80843

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# AUF AUSSENPOSTEN IN BRATISLAVA[1]

*Die Beziehungen zwischen der Schweiz und der Slowakei 1939 bis 1945*
*Ein wenig bekanntes Kapitel unserer Aussen- und Aussenwirtschaftspolitik während des Zweiten Weltkriegs*

Von HANS KELLER

## *1. Vorbemerkung*

Es waren in erster Linie wirtschaftliche und speziell versorgungspolitische Gründe, die Bern veranlasst haben, rasch Kontakt mit der am 14. März 1939 unter deutschem Druck vom Rest der ehemaligen CSR abgetrennten «Republik Slowakei» zu suchen. Im Rückblick darf wohl gesagt werden, dass unser slowakisches Experiment einigermassen gelungen ist und der Schweiz bei der Lösung kriegswirtschaftlicher Probleme nützliche Hilfe geleistet hat. Merkwürdigerweise spielten sich unsere Beziehungen zur Slowakei umständehalber in einem gewissen Halbdunkel ab. Es ist heute nicht mehr leicht, Licht auf die Vorgänge zu lenken, die auch damals nur wenig bekannt waren und vermutlich riskanter gewesen sind, als man bei uns erfasst hat.

Auch im Ausland wissen bis heute nur wenige Spezialisten über die Geschichte der Slowakei einigermassen Bescheid. Erst in jüngster Zeit sind einige Arbeiten zu diesem Thema erschienen, die aber meistens unter einem empfindlichen Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial aus der Slowakei selber leiden. Zwar gelingt es hin und wieder, von in der westlichen Emigration lebenden Slowaken etwas bessere Informationen zu beschaffen. Auch in der Schweiz, wo ungefähr 4000 Slowaken leben, sich relativ leicht in unsere Verhältnisse eingelebt haben und unseren Behörden weniger Sorgen bereiten als andere Immigrantengruppen, kann man solche Quellen erschliessen. Die in unserem Lande lebenden Slowaken entwickeln eine lebhafte kulturelle und folkloristische Tätigkeit und suchen auch mit ihren Veranstaltungen bei der Schweizer Bevölkerung Interesse für die Slowakei, ihre Literatur und Musik, und natürlich auch für die Probleme ihrer Heimat zu wecken. Zu diesem Zweck geben sie auch Publikationen heraus.

Die seit Kriegsende eingetretene Entwicklung in der wiedererstandenen Tschechoslowakei, inkl. die Besetzung des ganzen Landes durch die Truppen der Warschaupaktstaaten, ist auch bei uns bekannt. Prag gehört heute zu den treuesten Satelliten Moskaus, wenigstens offiziell. Dass aber auch dort keineswegs alles nach Moskaus Wünschen oder Erwartungen geht, bedarf hier keiner Erörterung, es sei denn, dass es gerade die Slowaken sind, die relativ oft Unruhe und Probleme verursachen, mit denen sich ausgerechnet der Slowake Husak immer wieder in erster Linie abmühen muss.

1 Überarbeitete Fassung des im Institut für Zeitgeschichte der ETH am 6. Juni 1979 gehaltenen Vortrags. Mit der Veröffentlichung von Memoiren möchte die Redaktion auch diesem Aspekt in der Zeitschrift Raum geben.

Die Schweiz hat die Slowakei nie voll anerkannt, obwohl Bratislava dies natürlich immer wieder gewünscht hat und sowohl direkt als auch, und vor allem, via Berlin, immer wieder auf diese Anerkennung drängte.

## *2. Historischer Rückblick*

Fast 1000 Jahre dauerte die ungarische Herrschaft über das, was man in Ungarn seit jeher und etwas hochnäsig «Oberungarn» nannte, nämlich das waldige, von Flüssen und Gebirgsketten durchfurchte Siedlungsgebiet der Slowaken, eines der relativ unvermischt gebliebenen west-slawischen Völker. Unter dem Druck der türkischen Invasionsheere floh der ungarische Hof samt Hochadel und Anhang bereits vor Jahrhunderten in die unzugängliche Slowakei und setzte sich dort, eben in Oberungarn, fest. Pressburg, wie die heutige Hauptstadt Bratislava auf deutsch hiess und wo früher eine deutschsprechende Mehrheit lebte, wurde zeitweise Ersatzhauptstadt Ungarns, und hiess auf ungarisch Poszonyi. Bis zum Zusammenbruch der Habsburger Monarchie im Jahre 1918 wurden die ungarischen Könige dort im prächtigen St. Martinsdom gekrönt. Noch heute spricht die ungarsiche Feudalgeschichte aus den Inschriften und Kunstwerken dieser Kirche. Jedenfalls haben meine Frau und ich diese noch 1966, auf einer Bahnreise von Peking via Moskau und Kiew nach Bratislava, intakt vorgefunden. Wiederholt sind Aufstände und Arbeitsverweigerungen der Slowaken von der ungarischen Oberschicht mit barbarischer Grausamkeit niedergeschlagen worden, was zur Entvölkerung ganzer Täler und zur Schaffung von Partisanenbanden führte, ähnlich wie in Serbien, Rumänien und Bulgarien zur Zeit der Türkenkriege. In schönen, heute noch populären Heldenliedern werden die Anführer solcher slowakischer Rebellionen gegen die ungarischen «Eindringlinge und Ausbeuter» gefeiert.

Für Ungarn, seit Beginn dieses Jahrhunderts aber auch für das nur 50 km von Bratislava entfernte Wien und die östlichen Teile Österreichs war die Slowakei ein Reservoir billiger Lebensmittel, Rohstoffe und namentlich auch tüchtiger Arbeitskräfte. Noch beim Anschluss Österreichs an das Dritte Reich im März 1938 arbeiteten viele slowakische Arbeitskräfte beiderlei Geschlechts in Wien und Umgebung. Die Slowakei galt als rückständiges, unterentwickeltes Randgebiet, wurde dann aber, angesichts der Mangelerscheinungen im Dritten Reich, bald zu einem Versorgungsparadies, und ist es fast bis zum Kriegsende geblieben. Für mich selber waren die slowakischen Gebirgsgegenden mit ihren riesigen Wäldern ein ideales Jagdrevier geworden, nicht zuletzt deshalb, weil mir die Nazis mein eigenes Jagdrevier in der Wachau via «Volkszorn» weggenommen hatten, selbstverständlich ohne jegliche Entschädigung. Slowakische Jagdfreunde, die ich oft in den Waldgebieten der Mittel- und Ostslowakei und in der Karpathenukraine auf Jagdausflügen traf, haben mir später meine Aufgabe, Holz und Holzkohle sowie andere Waren für die rohstoffhungrige Schweiz zu beschaffen, wesentlich erleichtert. Solange das Dritte Reich seinen vermeintlichen Siegeszug fortsetzte und der Slowakei, wie man damals sagte, eine gewisse Galgenfrist zum Genuss ihres slowakischen Wirtschaftswunders gewährte, hatten die Slowaken keine Alternative für ihr äusserliches Wohlverhalten gegenüber Berlin. Es mag sich auszbezahlt haben, dass grossdeutsche Staatsgäste samt Familienanhang grosszügig aufgenommen und betreut, und mit hochbegehrten Mangelwaren aller Art beschenkt wieder entlassen wurden. Es waren ja glücklicherweise nur wenige Privilegierte, die auf diese Weise zulasten der Slowakei

Bratislava 1942: Staatspräsident Dr. Josef Tiso wird im Schweizer Pavillon an der Donaumesse 1942 von Generalkonsul Dr. Max Grässli (rechts im Bild) und Vizekonsul Hans Keller (links vom Präsidenten) empfangen.

Schweizerisches Generalkonsulat Bratislava, Franziskanerplatz 5 (1942–1945). Das Gebäude gehörte einer gebürtigen Schweizerin aus Bern.

gefüttert, herumgeführt und auf andere Weise verwöhnt werden mussten. Ein grösserer Zustrom deutscher Fresstouristen blieb Fressburg, wie Pressburg damals in Wien genannt wurde, erspart, denn ein Massentourismus existierte noch nicht.

Aber auch die Schweiz hat, und zwar gegen korrekte Bezahlung in harten Clearingfranken bzw. gegen begehrte Warenlieferungen die Situation, wie man wohl sagen darf, optimal ausgenützt, bis dann in den letzten Wochen vor Kriegsende das slowakische Füllhorn sukzessive versiegte.

### *3. Das Verhältnis zwischen Slowaken und Tschechen*

Weite Bevölkerungskreise der Slowakei, vor allem die Slowaken selber, die zwischen 85 und 90% der Gesamtbevölkerung stellten, hätten vermutlich unter normalen Verhältnissen kaum eine Loslösung ihrer Heimat aus der tschechoslowakischen Vielvölkerrepublik angestrebt. Trotzdem darf nicht vergessen werden, dass zwischen Slowaken und Tschechen schon seit der Proklamation der CSR beim Zerfall der Habsburger Monarchie 1918 ernste Differenzen bestanden. Selbst prominente Tschechen haben zugegeben, dass die Prager Zentralregierung sich im Verkehr mit der Slowakei immer wieder grosser Fehler schuldig gemacht hat, nicht nur auf administrativem und wirtschaftlichem Gebiet, sondern, was ernster ist, in politisch-psychologischen Dingen. Die Slowakei wurde, ähnlich wie die im Sommer 1945 von Beneš unter sowjetischem Druck an die Sowjetunion abgetretene Karpathoukraine, in Prag und in den sogenannten ehemaligen Kronländern Böhmen, Mähren und Schlesien als rückständiges Randgebiet, fast als eine Art Kolonie behandelt, wo man gern Beamte, Lehrer und Polizisten einsetzte, die man gerne los war. Rücksichtnahme auf durchaus legitime Aspirationen und Wünsche des typisch slawisch empfindenden, temperamentvoll reagierenden slowakischen Volkes gab es in Prag selten. Sogar in der Sprachenfrage blieben die Tschechen ausgesprochen stur. Die mehrheitlich tschechischen Professoren an Hoch- und Fachschulen der Slowakei dachten z. B. nicht daran, das slowakische Idiom, das von prominenten Slawisten zu den schönsten und reinsten slawischen Sprachen gezählt wird, als dem tschechischen ebenbürtig zu respektieren. Man braucht übrigens kein Slawologe zu sein, um festzustellen, dass slowakisch schon rein sprachmusikalisch angenehmer, weicher klingt als das Tschechische mit seinen fast unaussprechbaren Konsonantenhäufungen.

Der erste Präsident der CSR, T. G. Masaryk, meinte es sicher gut, als er, der unser Land und seine Geschichte kannte, 1918 verkündete, er wolle aus der neuen Tschechoslowakei für alle ihre Bewohner, auch die Minderheiten, eine zweite Schweiz machen. Masaryk hat die Situation damals falsch eingeschätzt. Die den Slowaken schon während der Geheimverhandlungen in Paris und London, und später im grundlegenden Vertrag von Pittsburgh im Mai 1918 gemachten Autonomieversprechungen blieben Papier. Von der feierlich in Aussischt gestellten slawischen Symbiose zwischen Slowaken und Tschechen war zwischen den beiden Weltkriegen, trotz aller Bemühungen edler Geister auf beiden Seiten, keine Rede.

Trotz vieler Enttäuschen versuchten die Slowaken immer wieder, in Prag besseres Verständnis für ihre Aspirationen zu schaffen. Der geistige Vater der slowakischen Autonomiebewegung, Pater Andrej Hlinka, dachte nie an einen selbständigen slowakischen Staat, forderte aber mit der Zeit immer mehr, weil er selbst bescheidene Wünsche in Prag nicht durchsetzen konnte. Hlinka starb lang bevor die selbständige

Slowakei geschaffen wurde. Einer der wichtigsten Mitstreiter Hlinkas war Josef Tiso, auch ein katholischer Geistlicher, der ebenfalls nicht an einen von Prag losgelösten slowakischen Staat gedacht hat, solange die Tschechoslowakei dem deutschen Druck standhielt, d. h. bis zu ihrer Zertrümmerung durch Hitler im März 1939. Diese Entwicklung war die direkte Folge des Münchener Abkommens vom September 1938, in dem die Westmächte Hitler freie Hand für seine Kampagne gegen die CSR liessen. Hitler errichtete dann das Protektorat Böhmen-Mähren. Die Slowakei hatte deshalb keine andere Wahl, als sich als Schutzstaat Grossdeutschlands, als Slowakische Republik, dem Druck Hitlers zu fügen. Tiso wurde zum Präsidenten des neuen Staates ernannt. Wir wissen heute, dass Berlin diese Lösung mit massivsten Drohungen durchsetzte, vor allem mit der allfälligen Aufteilung der Slowakei zwischen Ungarn und Grossdeutschland, unter Mitbeteiligung Polens. Auch die Schaffung eines zweiten Protektorats für eine um ungarische und volksdeutsche Zonen amputierte Slowakei wurde erwogen, um die Slowaken gefügig zu machen. Tiso hat unter diesen Umständen wahrscheinlich doch eine verhältnismässig erträgliche Lösung eingehandelt. Er hat ferner gegen gewisse Forderungen Berlins so gut wie möglich Widerstand geleistet, so z.B. wenigstens bis 1942 in der Judenfrage, wo er eine Übernahme der Nürnberger Judengesetze ablehnte. Die Tschechen haben später all dies und noch anderes nicht wahrhaben wollen. Als Tiso nach Kriegsschluss von den Westalliierten gefesselt an die neuen Herren in Prag ausgeliefert und vor Gericht gestellt wurde, verurteilte man ihn kurzer Hand zum Tod. In der Slowakei erwartete man allgemein, dass er von Beneš begnadigt würde. Aber er wurde 1946 auf Befehl von Prag in Bratislava hingerichtet, zum Entsetzen der ganzen Slowakei ohne Unterschied der Parteifarbe oder der Religion. Tiso war nämlich, eben so wie die Slowakei im allgemeinen, in ganz Mitteleuropa, trotz aller Vorbehalte, weitherum ziemlich populär. Man schrieb ihm, nicht ganz zu Unrecht, das slowakische Wirtschaftswunder zugute. Eine Begnadigung Tisos hätte wahrscheinlich auf lange Jahre hinaus Wunder gewirkt. Der durchschnittliche Slowake kommentierte dagegen Tisos Hinrichtung mit den Worten: Die Tschechen haben nichts gelernt und alles vergessen. Inzwischen ist die Kluft zwischen Tschechen und Slowaken kaum kleiner geworden, und der slowakische Nationalismus hat seine Märtyrer.

Der einzige wirklich deutschhörige slowakische Politiker, der auch entsprechend unpopulär, ja verhasst war, war Tuka, der Ministerpräsident Tisos. Tuka war Tiso offensichtlich von den Deutschen aufgedrängt worden. Er hat, entgegen dem Rat Tisos, 1941 Russland den Krieg erklärt und dadurch junge Slowaken in einen sinnlosen Tod getrieben. In diesem Fall verwunderte es niemand, dass Tuka sofort nach dem Abzug der deutschen Truppen aus der Slowakei standrechtlich zum Tod verurteilt und hingerichtet wurde. Tuka hatte sich, wie nachträglich bekannt wurde, auch Tisos Widerstand gegen die Besetzung der Slowakei durch deutsche Wehrmachtsteile widersetzt, dabei aber glücklicherweise den kürzeren gezogen. Es ist bis heute zu wenig bekannt, dass die Slowakei, im Gegensatz zum Protektorat Böhmen und Mähren, bis zum Jahre 1944 (Ausbruch des slowakischen Aufstandes) nicht von deutschen Truppen besetzt war. Tiso hat zwar auf gewissen anderern Sektoren den Deutschen Konzessionen gemacht bzw. machen müssen. In diesem wichtigen Punkt der militärischen Besetzung ist er aber unnachgiebig geblieben. Lediglich ein schmaler Geländestreifen an der slowakischen Westgrenze gegenüber dem österreichischen Marchfeld war von den deutschen Militärbehörden und wenigen 1000 Soldaten Hitlers besetzt, die sich dort aus naheliegenden Gründen gern und möglichst lang aufhielten. Sie hatten einen Militärflugplatz zu bewachen. Im übrigen

betrat die Armee Hitlers die Slowakei lediglich im Transit und von Fall zu Fall. Berlin konnte deshalb das Land nicht, wie z. B. das Protektorat oder das Generalgouvernement Polen, jahrelang verwalten, d. h. ausplündern. Tiso wusste sehr wohl, dass er in diesem Punkt nicht nachgeben konnte, wenn er das slowakische Wirtschaftswunder nicht gefährden wollte. Kein Wunder also, dass der etwas unförmige Staatschef in der Tracht des Dorfgeistlichen beim einfachen Volk nicht unbeliebt war. Wirklich unbeliebt, zum Teil auch verachtet waren der Innenminister Sanjo Mach und die von ihm kommandierte Hlinka-Garde, die äusserlich der SS nachgebildet und uniformiert war und sich zeitweise allerlei Übergriffe leistete. Sie galt als Sammelbecken von Nichtstuern. Mit Recht beklagten sich die Deutschen über den Mangel an Disziplin und die Unzuverlässigkeit der Garde, die ihrerseits zwar deutschfreundliche Lippenbekenntnisse nach Wunsch lieferte, hinten herum aber oft genug für die Vereitelung der gleichen deutschen Wünsche zu sorgen wusste, eine Abwehrtaktik, die die Slowaken ohne Zweifel von ihren rebellischen Vorfahren übernommen hatten und mit denen die Deutschen nur selten fertig wurden, solange die Slowakei nicht von deutschen Truppen besetzt war.

### *4. Die Schweiz und das slowakische Wirtschaftswunder*

Die relativ gute Versorgungslage der Slowakei war eine Hauptvoraussetzung für die erfolgreichen Bemühungen der Schweiz, den Warenaustausch mit diesem damals für uns ganz neuen Partner auszudehnen. Es bedurfte indessen auch in der Slowakei intensiver Arbeit und vor allem der Schaffung direkter Kontakte, wobei aber unauffällig operiert werden musste, weil schliesslich Berlin jederzeit gegen uns intervenieren, oder den Transit durch Österreich, das damals zu Grossdeutschland gehörte, unterbrechen konnte. Bis zu einem gewissen Grade waren unsere Beziehungen zur slowakischen Wirtschaft natürlich auch Gegenstand von Besprechungen zwischen Bern und Berlin, aber auch hier musste sorgfältig vorgegangen werden.

Vor allem aber wäre unsere Arbeit nur halb so erfolgreich ausgefallen ohne die Mitwirkung slowakischer Freunde. Wohl sind diese in der Regel aus durchaus naheliegenden Überlegungen, und im Interesse der Zukunft ihres Landes nach dem Sturz Hitlers, für uns wirksam geworden. In ziemlich zahlreichen Fällen konnten wir in einem Ausmass auf solche Kontakte zählen, das weit über berufliche und materielle Motive hinausreichte. Dies traf auch zu bei jüdischen Partnern unserer Firmen, denen wir zwar mit schweizerischen Schutzbriefen und persönlichen Aktionen manche Hilfe leisteten, wo uns aber doch die Hände vielfach gebunden waren. Dieser Aspekt unserer Arbeit beschäftigt uns heute wieder sehr stark angesichts gewisser Publikationen und Anklagen aus der jüngster Vergangenheit.

Mancher Wagen Zucker oder Malz, ganze Züge Zement oder Holzkohle, hochwichtige Lieferungen an Mineralöl und anderen Mangelartikeln gelangten jedenfalls nur dank der verständnisvollen Mithilfe slowakischer Partner in die Schweiz. Aber auch die slowakischen Behörden erwiesen sich immer wieder als kompetente und aufgeschlossene Partner, denen wir vieles zu verdanken hatten. Schliesslich möchte ich auch den Mut und das Geschick erwähnen, mit dem die Slowaken ihre grossen Exporte nach der Schweiz bei den deutschen Instanzen vertraten, u. a. als Mittel für die Beschaffung von Mangelwaren, an denen indirekt auch das kriegführende Dritte Reich interessiert sein musste. Und gerade die Schweiz war dank

unserem rechtzeitig mit Bratislava abgeschlossenen Clearingvertrag nicht nur in der Lage, sondern darüber hinaus stark daran interessiert, solche Mangelwaren in die Slowakei zu liefern, in einer Zeit, da unsere Exportindustrie überall mit grössten Schwierigkeiten kämpfen musste. Die Slowakei wurde dergestalt zu einem unserer wichtigsten Handelspartner jener Zeit. Sie erwies sich als aufnahmefähiger und zahlungskräftiger Abnehmer gerade jener Waren, die in anderen Richtungen nicht mehr exportiert werden konnten: Uhren, Käse, Schokolade, Textilien aller Art inklusive Stickereien und Seidenbänder, chemische und pharmazeutische Waren, Aluprodukte, Maschinen und Metallwaren aller Art, Zuchtvieh, Bücher und Fachliteratur usw. Sogar Schiefertafeln aus dem Kandertal «mussten» wir damals in der Slowakei absetzen, was trotz aller Hemmnisse doch noch gelang.

Viele unserer nach der Slowakei exportierten Waren fanden damals ihren Weg auch in die benachbarten Regionen Österreichs, Böhmens und Mährens und ins Generalgouvernement Polen. In einigen Fällen erhielt unser Warenaustausch mit der früher kaum bekannten Slowakei für unsere Versorgung hohe Bedeutung. Holzkohle war dabei eine Art Testfall, auf den ich noch zurückkommen werde. Daneben wurden Zucker, Malz, Futtermittel, Holz, Zement, Chemikalien, Lebensmittel, und ab 1942 immer mehr auch bestimmte Mineralöle wegen des Ausfalls traditioneller Provenienzen immer wichtiger. In einzelnen Fällen haben Ersatzlieferungen aus der Slowakei uns aus grösster Verlegenheit gerettet, so z. B. bei Lokomotivöl, ohne dessen Nachschub unser gesamter Bahntransport zu erliegen drohte, oder Spindelöl für unsere Textilindustrie. Ich habe unter meinen Notizen aus jener Zeit noch den Text eines SOS-Rufes unserer Handelsabteilung aufbewahrt, worin inständig um weitere, wenn auch noch so bescheidene Mengen dieses Spezialproduktes gebeten wurde, wobei der Preis praktisch keine Rolle mehr spielte. Wir spürten bei so heiklen, sogenannten strategischen Erzeugnissen jeweils auch sehr gut, wo und wann die Warenverknappung im Dritten Reich Abzweigungen für die Schweiz erschwerten. Der Berliner Druck gegen unsere Positionen stieg regelmässig auch dann, wenn Goebbels die deutsche Presse wieder zu einer Hetze gegen die halsstarrige Schweiz anfeuerte. Mit vereinten Kräften mussten dann die Slowaken und wir das zerschlagene Porzellan so gut wie möglich flicken, was gewöhnlich kostbare Zeit und viel Nerven kostete; es war eine wahre Sisyphusarbeit... In der Mehrzahl der Fälle gelang es aber irgendwie, den Rank zu finden, wobei natürlich auch unorthodoxe Wege beschritten werden mussten, die oft den bei uns üblichen Vorstellungen nur noch wenig entsprachen und über die Bern deswegen oft überhaupt nicht orientiert wurde. Wir hatten glücklicherweise damals sogenannte kriegswirtschaftliche Syndikate, gut funktionierende Fachgruppen verschiedener Branchen, die weniger unter den Gewissensbissen litten, die wir Bern ersparen mussten. Selbst mit bekannten deutschen Unternehmungen in der Slowakei konnten Kontakte gepflogen werden, die sich immer wieder erstaunlich günstig für die Schweizer Wirtschaft auswirkten. Ein Beispiel betraf eine Zellwollfabrik in Bratislava, die einem deutschen Konzern gehörte und, nach einigen für unsere Versorgung hochwillkommenen Lieferungen an Zellwolle, plötzlich nicht mehr liefern wollte, vermutlich auf einen Wink aus Berlin hin. Entgegen der Warnung von Minister Jean Hotz, die Slowakei müsse «liefere und nüd lafere», mussten wir dann alle Hebel ansetzen, um neue Lieferungen durchzusetzen. Wir stiessen aber auf harten Widerstand. Eine bekannte Spinnerei im zürcherischen Bauma (Tösstal) bombardierte mich mit offenen Telegrammen, die die deutsche Zensur natürlich mit Genuss las und raschestens den Gegnern weiterer Lieferungen zur Kenntnis brachte. Da auch der Telephonverkehr abgehört

wurde, reiste ich in aller Eile in die Schweiz, um im mündlichen Gespräch mit Bauma irgendwie den Rank zu finden. Es war nicht leicht und kostete, neben einem Haufen Arbeit, auch noch andere Konzessionen, mit denen schliesslich der Zellwollfabrik ein Dienst erwiesen werden konnte, der sie zur Preisgabe ihres ablehnenden Standpunktes und zur Wiederaufnahme ihrer Zellwolllieferungen nach Bauma bewog. Das schönste Resultat dieser Affäre war ein Dankbrief, den die Gewerkschaft von Bauma mir schickte und auf dem die Unterschriften aller Arbeiter prangten, die befürchtet hatten, wegen des Ausfalls des Zellwollnachschubes ihre Stellen zu verlieren.

In anderen Fällen blieben unsere Bemühungen und Interventionen erfolglos, oder die Realisierung selbst genehmigter Transaktionen wurde unmöglich. Zunehmende Sorgen verursachte der Transit durch Österreich. Da die Slowaken einen Teil ihres Rollmaterials praktisch an das Dritte Reich «ausleihen» mussten, blieb manche Lieferung schon aus Mangel an Transportraum aus. Für gewisse Produkte musste die Schweiz entgegen allen internationalen Abmachungen ihre Leerwagen nach der Slowakei schicken, um die dort gekauften Waren überhaupt nach der Schweiz verbringen zu können. Dies traf z. B. zu für die riesigen Mengen Zement, die die Slowakei zwar an unser Land verkaufte, aber wegen Wagenmangel nicht selber transportieren konnte. Das Risiko, unsere Wagen zu verlieren, war gross, musste aber in Kauf genommen werden. Natürlich entstanden dadurch auch erhebliche Mehrkosten.

### *5. Persönliche Aspekte, Erinnerungen und Notizen über meine Arbeit in Bratislava*

Von 1934 bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges war ich Sekretär unserer Handelskammer Wien, deren Tätigkeitsbereich sich auch auf die Nachfolgestaaten der alten Donaumonarchie erstreckte. Nach dem «Anschluss» wurde ich auch Korrespondent der NZZ in Wien. Zu jener Zeit wuchs das Interesse schweizerischer Firmen für neue Kontakte mit den Donauländern, auch mit der bis dahin bei uns wenig bekannten östlichen Hälfte der CSR, also mit der Slowakei.

Als unsere Wiener Handelskammer vom dortigen NS-Gauleiter Odilo Globocnik (sein «urgermanischer» Name hat Anlass zu vielen Witzen gegeben) 1938 kommissarisch besetzt und uns befohlen wurde, weder unsere Gesandtschaft noch Bern über diesen gravierenden Eingriff zu informieren, sah auch unser Wiener Generalkonsulat ein, dass weiteres passives Zuschauen verfehlt wäre, und gab einen von mir verfassten, ziemlich dramatischen Bericht nach Bern durch. Die Affäre hatte dann ein diplomatisches Nachspiel, denn Bern beauftragte Minister Frölicher, unseren Gesandten in Berlin, mit einer Demarche im Auswärtigen Amt, die uns rasch Satisfaktion verschaffte.

Ich erwähne dieses Wiener Vorspiel zu meiner Arbeit in der Slowakei deshalb, weil es für mich einen nützlichen Lehrplätz bedeutete und mich bestens auf die Atmosphäre vorbereitete, mit der ich in Bratislava zu rechnen hatte. Auch meine zweimalige Verhaftung durch die Gestapo in Wien (auf Veranlassung der dortigen Filiale Goebbels) und die dabei gewonnenen Einblicke in die Zukunftsvisionen des Dritten Reiches befreiten mich von den letzten Illusionen über das Los, das im Falle eines deutschen Sieges ganz Europa,wenn nicht der ganzen Welt beschieden gewesen wäre.

Praktisch ging die Sache ab Frühling 1939, also seit der Proklamation der selbständigen Slowakei, etwa so vor sich, dass ich, immer noch in meiner Eigenschaft als Sekretär unserer Wiener Handelskammer, regelmässig nach Bratislava fuhr und dort mit Hilfe der lokalen Handels- und Gewerbekammer, der Banken und einiger bereits bekannter Unternehmungen Informationen beschaffte, die schweizerische Firmen benötigten. Zahlreiche Kontakte, die schon damals zustandekamen, erwiesen sich später als nützliche Grundlage für unsere mehrjährige Aktion Bratislava.

Schweizer lebten nur ganz wenige in der Slowakei. Ein einziger Schwerpunkt schweizerischer Wirtschaftsinteressen war die Malzfabrik Nitra, die in schweizerischem Besitz war und wo drei schweizerische Fachleute während des ganzen Krieges an der Arbeit waren, die vor allem darin bestand, unser Land mit genug Malz zu versorgen. Die Firma Bührle besass ferner in der Ostslowakei ein Kupferbergwerk in Krompachy, wo zeitweise ein Schweizer Bürger namens Wrubel tätig war. Bührle hat das Bergwerk schon vor Kriegsschluss abgestossen, mit erheblichem Verlust.

Wenn ich heute an die bescheidenen Mittel denke, mit denen wir damals Kontakte mit einem bis dahin kaum bekannten osteuropäischen Land aufbauen mussten, wobei sich Bern weigerte, das slowakische Regime anzuerkennen, so wundere ich mich über die dabei erzielten konkreten Ergebnisse. Mit einem Minimum an Aufwand hat die Schweiz ein Optimum an praktischem Ertrag erzielt. Das alles verdanken wir, wie ich aus eigener Erfahrung feststellen darf, in erheblichem Ausmass auch jenen slowakischen Bekannten und Freunden, die mir meine ersten Schritte vielfach erleichtert und damit zum gemeinsamen Erfolg beigetragen haben. Einige dieser persönlichen Kontakte haben alle Schwierigkeiten und Tragödien, die das Schicksal der Tschechoslowakei gewesen sind, bis auf den heutigen Tag überlebt. (Holzfäller in der Tatra, Grosskaufmann in Kanada, usw.) Mit einigen Schweizern, denen ich während der Kriegsjahre beim Aufbau ihrer slowakischen Beziehungen begegnet bin, stehe ich ebenfalls bis heute in Verbindung. Sie wären in der Lage, mein heutiges Referat mit ihren eigenen Erfahrungen zu bereichern.

Unsere ersten Schritte in Bratislava waren ungefähr das, was man heute Importmarketing nennen würde. Generalsekretär Jörger in unserer Handelskammer in Wien schärfte mir immer wieder ein, wie wichtig für unsere Kriegswirtschaft nun die Slowakei werde, und dass ich deshalb andere Gesichtspunkte notgedrungen in den Hintergrund treten lassen, bzw. vernachlässigen müsse. Jörger fand übrigens, wie er mir nach dem Krieg gestanden hat, ich sei als Neuling und wenig erfahrener junger Mann (ich war damals 31 Jahre alt) gerade das richtige Versuchskarnikel für diese neuartige Aufgabe, von der man nicht wissen konnte, was sie ergab. «Im schlimmsten Fall chömmer si ja gheie la», meinte Jörger wiederholt.

Anfangs September 1939 brach der Krieg aus. Gemeinsam mit über 100 anderen Wehrpflichtigen aus Wien rückte ich in den Aktivdienst ein. Da ich mehrere Jahre nicht mehr mit meiner Einheit Dienst geleistet hatte, wurde ich als sogenannter überzähliger Mitrailleur-Oberleutnant nicht zu meiner Kompanie geschickt, sondern im TerKdo 6 in Wollishofen bei Zürich eingesetzt. TerKdt war Oberst Stadler aus Uster, der mich schon anfangs Oktober mit der Nachricht überraschte, ich müsse mich unverzüglich (in Uniform) beim damaligen Vizedirektor der Handelsabteilung EVD, Dr. Jean Hotz (aus Nänikon bei Uster), melden. Hotz, den ich nie vorher gesehen hatte, und der später viele Jahre unsere Handelspolitik in engstem Einvernehmen mit dem Vorort souverän und erfolgreich geleitet hat, stellte mir kurz und bündig die Frage, ob die Slowakei laufend grössere Mengen Holzkohle liefern könnte, die die Armee als Ersatz für fehlende flüssige Treibstoffe dringend benötige.

Ich antwortete, ich sei auf meinen Jagdausflügen in der Tatra und in den Karpathen oft auf Holzkohlemeiler gestossen, müsste aber an Ort und Stelle genauer abklären, ob und in welchem Ausmass Holzkohle nach der Schweiz geliefert werden könnte und unter welchen Bedingungen, und ob der Transit über Österreich, das ja jetzt zu Deutschland gehöre, auch im Krieg möglich sei und wie.

Hotz ersuchte mich, ihm sofort diese Auskünfte an Ort und Stelle zu verschaffen. Er deutete an, dank meiner Kenntnisse in der Slowakei, wo wir über keinerlei offizielle Kontakte verfügten und deshalb vorsichtig operiert werden müsse, sei ich dort für die Schweiz, und auch für unsere Armee, wichtiger denn als Mitarbeiter seines Freundes Oberst Stadler. Er entliess mich mit der Warnung, die mir nachher noch oft als Leitspruch diente: «Säged Si aber dene chaibe Slowake, si sölled lifere und nüd lafere». Hotz fügte bei, ich solle mich wenn möglich erkundigen, ob die Slowakei noch andere Rohstoffe und Lebensmittel liefern könne, solange Berlin den Transit via Österreich nicht ganz unterbinde. Zum Schluss schärfte mir Hotz ein, ich solle auch selber über diese heiklen Dinge «nüd unnötig lafere». – Meine Erkundigungen in der Slowakei erstreckten sich bis in weit abgelegene Produktionsgebiete für Holzkohle im Osten des Landes, und ergaben rasch ein relativ zuversichtliches Bild über die Liefermöglichkeiten, für die sich Hotz interessiert hatte. Er förderte aufgrund meines Reiseberichtes von jenem Moment an unsere Aktion Bratislava so gut es ihm möglich war und fand, trotz seiner riesigen Verantwortung für wichtigere Aufgaben unserer Handelspolitik, später oft Zeit zu Besprechungen, die mir in bester Erinnerung geblieben sind. Hotz hat auch veranlasst, dass seine Mitarbeiter auf der Handelsabteilung (F. Bauer, Dr. H. Schneebeli usw.), die Chefs und Mitarbeiter der Kriegswirtschaftsämter (Speiser, Feisst, Sartorius, Ballinari, usw. usw.) und die kriegswirtschaftlichen Syndikate unsere Arbeit in der Slowakei koordinierten.

Bis Ende 1939 verbrachte ich dann, offiziell immer noch in Wien domiziliert, immer mehr Zeit in der Slowakei. Im Hotel Carlton in Bratislava bewohnte ich ein Zimmer, das rasch zu einem vielbeschäftigten Büro wurde, wo meine Frau, Absolventin der Zürcher Töchterhandelsschule, bald ebenso emsig an der Arbeit war wie ihr Mann, und wo die Grundlage für meine spätere jahrelange Arbeit in der Slowakei gelegt worden ist. Auch in jenem Stadium waren mir viele slowakische Freunde behilflich, nicht zuletzt dank ihrer Gastfreundschaft, die mir erstklassige Kontakte verschaffte.

Im Frühling 1940 konnte ich gutgelegene Büroräume in der Stadtmitte beziehen, wo bald auch zusätzliches Personal das Büro des «Delegierten der SZH in Bratislava» bevölkerten. Aus Zürich traf ein junger Mitarbeiter namens Kunz ein, den ich seit 1945 nie mehr gesehen habe. Etwas später ergänzte ein in Polen aufgewachsener Schweizer, R. Boetschi, mein Personal, der später Generalkonsul im Kongo wurde und leider allzufrüh verstorben ist.

Meine Instruktionen gingen dahin, behördliche Kontakte nur in minimalem Ausmass und nur mit jenen Instanzen zu suchen, deren Mitwirkung für uns unentbehrlich war. Vor allem vermied ich jeden Kontakt mit dem Aussenministerium und der Ausländerpolizei, und beschränkte mich am Anfang meiner Arbeit in der Slowakei auf einen Höflichkeitsbesuch beim Stadtpräsidenten von Bratislava, einem lebensfrohen und trinkfesten katholischen Geistlichen. Er hat mir viele, auch hintere Türen zu einflussreichen Persönlichkeiten geöffnet, welche mir jahrelang grosse, vor allem politisch motivierte Hilfe geleistet haben.

Der Stadtpräsident hat mich sogar später, als der deutsche Druck auf allen Gebie-

ten zunahm, vor Umtrieben nationalsozialistischer Organe gegen meine Arbeit warnen lassen und mir damit Dienste geleistet, die ich ihm erst nach dem Abzug der Deutschen und kurz vor meiner eigenen Verschleppung durch die Russen im April 1945, im Büro seines Nachfolgers, eines slowakischen Rechtsanwaltes namens Ravas, der zugleich dänischer Honorarkonsul war, vor Zeugen verdanken konnte.

Auf Wunsch unserer slowakischen Wirtschaftspartner und des Stadtpräsidenten der Hauptstadt beteiligte sich die SHZ* im September 1941 erstmals an der Donaumesse Bratislava mit einem kleinen Schweizer Pavillon. Wir waren uns klar, dass wir damit in erster Linie einem slowakischen Prestigewunsch entsprachen, und dass der Aufwand sich rein geschäftlich gesehen kaum rechtfertigte. Unsere Schweizer Waren fanden ja damals angesichts des scharfen Warenmangels in ganz Mittel- und Osteuropa auch ohne Messen reissenden Absatz, besonders in der Slowakei mit ihren Exportüberschüssen im Verkehr mit der Schweiz.

Ein Zwischenfall mit dem Besuch von Goebbels in unserem Pavillon ist nirgends in der Presse erwähnt worden, hat aber seine Spuren im schriftlichen und mündlichen Verkehr unserer damaligen Gesandtschaft Berlin mit dem Auswärtigen Amt hinterlassen (Taxischwierigkeiten als Argument für meine Nichtpräsenz beim Besuch Goebbels im Schweizer Pavillon). Ich wurde Tags darauf zur deutschen Gesandtschaft zitiert, meinem ersten und letzten Besuch dort, und hatte keine andere Wahl, als mich dumm und naiv zu stellen, worauf mein Verhalten von einem zweitrangigen sogenannten Diplomaten als flegelhaft eingestuft wurde. Jedenfalls ersuchten uns die Slowaken, ein Jahr später erneut an der Donaumesse teilzunehmen, welchem Wunsche die SZH, meiner Anregung entsprechend, auch entsprach [NZZ vom 24. September 1942, mit Bild unseres Pavillons, und WM Lausanne vom 14. Oktober 1942, wo ich im Gespräch mit Tiso in der Textilabteilung unseres Pavillons abgebildet wurde]. Eine Reihe anderer Photos von jener zweiten Messebeteiligung zeigen den Empfang des Staatschefs Tiso und seiner Begleitung durch Generalkonsul Dr. Max Grässli, der 1942, anlässlich der Eröffnung unseres Konsulates in Bratislava, zum dortigen Postenchef ernannt worden war und dem ich, als Vizekonsul, im Moment der Schliessung meiner SZH-Filiale, als Mitarbeiter für wirtschaftliche Angelegenheiten zugeteilt wurde. Generalkonsul Grässli, der spätere Botschafter, kannte von Berlin her die grossdeutsche Politik. Ich habe bei ihm eine Art handelspolitische Lehre absolviert, die mir in späteren Jahren sehr nützlich war, und denke immer gern an unsere gemeinsam in der Slowakei verbrachten Jahre zurück ...

Mit der Errichtung einer konsularischen Vertretung und der Ernennung eines in Berlin bestens bekannten schweizerischen Diplomaten zum Postenchef in Bratislava wurden unsere Beziehungen zur Slowakei auf ein höheres Niveau gehoben. Der Bundesrat stimmte damals der Eröffnung einer von einem Geschäftsträger namens Kirschbaum geleiteten diplomatischen Vertretung der Slowakei in Bern zu, wo aber gleichzeitig, wie während des ganzen Krieges, eine Gesandtschaft der CSR, mit Minister Kopecky an der Spitze, weiterhin existierte. Kirschbaum hatte im slowakischen Schriftsteller Tido Gaspar einen Vorgänger, den die Tschechen nach Kriegsschluss zum Tode verurteilt und hingerichtet haben. Nach Kirschbaum kam als dritter und letzter Missionschef der slowakische Protokollchef Radus Radlinski an die Spitze der Gesandtschaft in Bern. Er starb kürzlich in Zürich.

Dr. Max Grässli, mein Vorgesetzter in Bratislava, und seine Gattin haben sich für die von den Nazis verfolgten slowakischen Juden in einem seltenen Ausmass einge-

*SZH: Schweizerische Zentrale für Handelsförderung.

setzt. Als Grässli 1944 zum stellvertretenden Missionschef in Washington ernannt wurde und Bratislava verliess, verabschiedeten wir uns in Bern. Dabei gab mir Grässli u. a. auch Anweisungen für die Übernahme seines Mietshauses in Bratislava, wo, wie er mir einschärfte, nichts, gar nichts gewechselt werden dürfe. Als meine Frau und ich später das Haus betraten und das uns von früher bestens bekannte Hauspersonal trafen, stellte sich heraus, dass 16 von der Deportation bedrohte Juden, Männer, Frauen und Kinder, seit Monaten im Haus des Generalkonsuls versteckt lebten. Erst dann begriff ich, was Grässli gemeint hatte: ich musste das Haus mit lebendem und totem Inventar übernehmen, d. h. ich war ihm für den Schutz seiner jüdischen Schützlinge verantwortlich. Gesetzwidriges Verstecken jüdischer Naziopfer war zwar für meine Frau und mich nichts neues, wir hatten diesbezüglich bereits einige, gute und schlechte, Erfahrungen gesammelt. Dagegen machte ich mir Sorgen wegen des Umfanges dieser nun permanent auf mir lastenden Schutzaktion, vor allem deshalb, weil trotz aller Vorsichtsmassnahmen natürlich die Gefahr bestand, dass unsere illegalen Mitbewohner, und besonders die unter ihnen befindlichen Kinder, durch irgendwelche Unvorsichtigkeit ihre Präsenz im Hause verraten könnten. Schliesslich war es den Naziorganen nicht entgangen, dass die wenigen in Bratislava lebenden Schweizer, wie übrigens viele Slowaken, ihr möglichstes taten, um wenigstens einen Teil der gefährdeten Juden zu retten, sie zu verstecken, zu versorgen oder ihnen zur Flucht nach Ungarn zu verhelfen, wo die Lage nicht so gefährlich war.

In seinem erschütternden Buch, das der IKRK-Delegierte für die Slowakei, Georges Dunand, 1950 im Verlag Baconnière, Neuchâtel, veröffentlicht hat unter dem Titel «Ne perdez pas leur trace», wird von kompetenter und zuverlässiger Seite geschildert, was die wenigen Schweizer und Schweizerinnen, allen voran Generalkonsul und Frau Grässli, in dunkelster Zeit, in den Jahren 1942 bis zum Kriegsende, zur Hilfe an jüdische und andere Opfer des Naziterrors geleistet haben. In diesem Werk schildert der Autor auch, wie es, unter geradezu dramatischen Umständen, im soeben zitierten Fall des Hauses Grässli bzw. Keller gelungen ist, die dort versteckten Personen vorderhand einmal zu evakuieren und anderswo in Sicherheit zu bringen und damit den Nazimördern zu entreissen. Einige von ihnen haben den Krieg überlebt, von anderen liegen keine Nachrichten mehr vor, so dass angenommen werden muss, sie seien in den Todeslagern des Dritten Reiches umgekommen, unter Umständen, die der vergesslichen Nachwelt auch bei uns kürzlich in Erinnerung gerufen worden sind. Was aber den Opfern der Nationalsozialisten, insbesondere den Juden, bevorstand, das war u. a. auch im erwähnten Buch von Dunand mit aller Deutlichkeit geschildert worden, so dass niemand sich damit rechtfertigen darf, man habe nichts gewusst von den Nazigreueln. Diese sind übrigens schon früher jedem klargeworden, der sich ernsthaft bemühte, klar zu sehen, was Hitler vorhatte. Viele Jahre später, als ich in Bern im Politischen Departement die Verhandlungen mit Bonn über die Wiedergutmachung sogenannter Naziterrorschäden vorzubereiten hatte, stellte ich fest, dass einige unserer diplomatischen und konsularischen Berichterstatter sowie das bekannte Nachrichtenbüro Hausammann schon sehr früh haarsträubende Einzelheiten über die Vernichtungsaktionen Hitlers gegen jüdische, aber auch andere missliebige Elemente, gemeldet hatten. Es war leider nicht zu vermeiden, dass bei diesen vorbereitenden Arbeiten auch schwache Seiten unserer damaligen Politik zum Vorschein kamen.

Als die Gefahr der Massendeportationen wuchs, hat Bern zugelassen, dass ein Teil der bedrohten jüdischen Kaufleute, besonders diejenigen, mit denen wir seit Jahren

in Geschäftsverbindung standen, mit schweizerischen Schutzbriefen von problematischer juristischer Natur und mit noch problematischerer Wirksamkeit ausgerüstet wurden. R. Boetschi war auf diesem Gebiet besonders erfindungsreich und überaus aktiv. Zugegeben, es sind nicht alle Rettungsversuche geglückt. Aber in ziemlich vielen Fällen ist es doch gelungen, tatkräftig zur Rettung, und zwar zur definitiven Rettung beizutragen. Einige der Geretteten traf ich nach dem Krieg, im Herbst 1945, in Prag, wohin ich kurz vorher versetzt worden war, weil unsere dort wieder eröffnete Gesandtschaft einen der Landessprache einigermassen mächtigen wirtschaftlichen Mitarbeiter verlangt hatte.

Mitten im Krieg, im Juli 1941, kam in Bratislava mein Sohn Urs auf die Welt, wahrscheinlich der einzige Schweizer Bürger, der dort geboren worden ist. Nach der Eröffnung des Generalkonsulates in einem schönen alten Herrenhaus in der Pressburger Altstadt bezog ich dort meine neuen Büros und blieb dort bis zum bitteren Ende; nach der Abreise von Grässli ernannte mich Bern zum Verweser des Generalkonsulates. Als die Zustände im Sommer und Herbst 1944 immer schwieriger wurden und die Front langsam näherrückte, schickte ich mein Kind und später auch meine Frau in die Schweiz. In den letzten Monaten des Krieges, als Deutschland die Luftherrschaft einbüsste, begannen die Westmächte, d. h. die Engländer und Amerikaner, auch die Slowakei zu bombardieren. Die Mineralölraffinerie am Stadtrand von Bratislava bot natürlich ein dankbares Ziel dieser Luftangriffe. Von meinem kleinen Wochenendhäuschen am «Motzengrund» konnte ich fast täglich beobachten, wie die aus Süden und Südwesten über Ungarn und Kroatien einfliegenden Bombengeschwader sich innert weniger Minuten über slowakischen Zielen ihrer Bombenlast entledigten und dann sofort wieder verschwanden. Natürlich hatten wir im Konsulatsgebäude einen Permanenzdienst eingerichtet und uns auch mit genügend Lebensmitteln, Wasser usw. für eine allfällige lange Belagerung vorbereitet. Alle meine Vorräte, ein fast neues Auto und meine Wohnungseinrichtung samt wertvollen Jagdwaffen sind dann von den russischen Truppen und nachfolgenden Plünderern gestohlen worden.

### *6. Das bittere Ende in Bratislava*

Den Radionachrichten aus der Schweiz hatten wir entnommen, welch schweren Stand das Personal unserer Gesandtschaft in Budapest und der dortigen IKRK-Delegation bei ersten Kontakten mit den Russen hatten. Wir machten uns deshalb auch in der Slowakei auf entsprechende Schwierigkeiten gefasst. Da ich ordentlich slowakisch konnte, war es für mich nicht allzuschwer, auch etwas russisch zu lernen, und ich war der naiven Meinung, meine Russischkenntnisse könnten unsere ersten Kontakte mit den Russen erleichtern oder Missverständnisse vermeiden lassen. Das war ein Irrtum, der mir beinahe das Leben kostete. Kurz nachdem Bratislava von Truppen des Marschalls Tolbuchin erobert worden war, tauchten auch in unserem Konsulatsgebäude erste Trupps kombattanter Truppenteile auf. Sie begnügten sich mit einer oberflächlichen Durchsuchung einiger Räumlichkeiten, verlangten nach Alkohol, den wir vorsorglicherweise ausgeleert bzw. gut versteckt hatten, und liessen uns dann in Ruhe. Später wurden solche Besuche, namentlich für unsere Frauen, gefährlich, weshalb ich diese in einem für solche Zwecke mitten in der Stadt errichteten Massenlager für Frauen und Kinder unterbrachte, soweit nicht noch bessere private Unterkünfte zur Verfügung standen.

Als immer mehr und höchst zweifelhafte Zivilisten, darunter alkoholisierte Plünderer, uns bedrängten, kroch ich auf allen Vieren, um nicht von zufälligen Kugeln verletzt zu werden, zum Stadtkommandanten, dessen Namen ich vorher in Erfahrung gebracht hatte. Er hiess Oberst Bielakurov, ein freundlicher Riese, der mir versprach, meinen Wunsch nach einer Konsularwache seinem Vorgesetzten baldmöglichst vorzulegen. Tags darauf erschien ein Hauptmann der sowjetischen Militärpolizei mit grüner Mütze und finsterem Gesicht auf dem Generalkonsulat. Er stellte eine Art Verhör darüber an, wer wir seien, was das für ein Staat sei, der keine diplomatischen Beziehungen zu Moskau habe, und wieso ich das Russische mit dem Akzent und den Fehlern ausspreche, die man bei allen «Fritzen», d. h. den Deutschen, feststelle. Der Hauptmann machte Notizen über meine Antworten und verschwand. Inzwischen hörte ich von allen Seiten, in der ganzen Stadt seien schwere Übergriffe der sowjetischen Soldaten vorgekommen. Es ging der Witz um, auch sowjetfreundliche Kommunisten unter den Slowaken könnten nicht zulassen, dass ihre Frauen und Töchter vergewaltigt würden.

Am 8. April, vier Tage nach der Eroberung Bratislavas durch Tolbuchin, erschien der grünbemützte Polizeihauptmann samt fünf Soldaten erneut bei mir. Er fragte mich, ob Oerlikon in der Schweiz sei. Nichtsahnend und in der Meinung, seine Neugier zu befriedigen, antwortete ich ihm in meinem schlechten Russisch mit ja. Darauf folgte ein Wutausbruch des Russen, der erklärte, Kanonen aus Oerlikon hätten den Russen bei der Eroberung Rumäniens unerwartet grosse Verluste beigefügt, die Schweiz habe sich demgemäss schwerste Schuld am russischen Volk und seiner ruhmreichen Armee aufgeladen. Unter diesen Umständen, fügte er bei, werde ich verhaftet und im «schwejzarischen» Konsulatsgebäude erschossen. Er stiess mich an die Wand unserer Einfahrt und bohrte seinen Zeigefinger mitten in meine Stirn, mit der Bemerkung, dort werde vermutlich die russische Kugel mich treffen.

Aber so schlimm war die Lage dann doch nicht. Vermutlich hatte der Theaterdonner nur den Zweck gehabt, mein Personal und mich selber auf das vorzubereiten, was die Sowjets mit uns vorhatten. Kurz gesagt, wir wurden auf einem offenen Lastwagen, zwischen leeren Benzinfässern, die gefährlich herumtanzten, verladen und (nicht am Tag, sondern während der Nacht) nach Budapest verfrachtet, wo wir sieben Wochen interniert wurden, bevor wir via Rumänien und Bulgarien an die türkische Grenze abgeschoben wurden, unter Umständen, die sich auch heute nicht zu schriftlicher Schilderung eignen. Auch Bern hatte Mühe, sich diese Verschleppung vorzustellen und zu realisieren, was wirklich geschehen war. Es ist aber dafür gesorgt, dass diese Episode der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht ganz vergessen wird.